

Jacques Bonnet
MEINE
VIELSEITIGEN
GELIEBTEN

*Bekenntnisse
eines Bibliomanen*

*Aus dem Französischen übersetzt
von Elisabeth Liebl*

DROEMER 

Die französische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Des bibliothèques pleines de fantômes« bei Editions Denoël, Paris

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe März 2017

Droemer Taschenbuch

© 2008 Editions Denoël

© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH

Coverabbildung: plainpicture/Dorothee Hörstgen

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30135-7

FÜR LUIZ DANTAS

INHALT

PESSOA ALS BIBLIOTHEKAR

II

I

TAUSENDE UND ABERTAUSENDE
VON BÜCHERN

15

2

BIBLIOMANIEN

27

3

ORDNEN UND SORTIEREN

39

4

DIE PRAXIS DES LESENS

57

5

WOHER SIE KOMMEN

71

6

BILDER LESEN

83

7

REALE UND FIKTIVE PERSÖNLICHKEITEN

95

8

DIE WELT IN REICHWEITE

115

9

VON LEERSTELLEN, PLATZHALTERN
UND ANDEREN PHANTOMEN

131

DANKSAGUNG

149

QUELENNACHWEIS

151

*Gleich nach der Lust, Bücher zu besitzen,
kommt das Vergnügen, über sie zu reden.*

CHARLES NODIER

PESSOA ALS BIBLIOTHEKAR

Am 1. September 1932 erschien in der portugiesischen Zeitschrift *O Século* eine Anzeige: Im Museum Condes de Castro Guimarães in Cascais, einer kleinen Küstenstadt etwa dreißig Kilometer von Lissabon entfernt, sei die Stellung eines Bibliothekars zu besetzen. Am 16. September sandte Fernando Pessoa einen Brief an die Stadtverwaltung, in dem er sich um den Posten bewarb. Das sechsseitige Dokument ist abgedruckt in dem Band von Maria José de Lancastres: *Fernando Pessoa – uma fotobiografia*, herausgegeben 1981 von der Imprensa Nacional-Casa da Moeda, der Verlagsanstalt des portugiesischen Staats, und dem Centro de Estudos Pessoaanos. Ich erwarb ihn im November 1983 für fünfhundert Escudos in einer Buchhandlung in Coimbra. Es war nur ein einziges Exemplar vorrätig.

In den Cafés der Stadt gab es unter der Tischplatte immer noch die Ablage für den Hut, und ich erinnere mich noch, wie eine Frau über die Straße ging und dabei eine Nähmaschine auf dem Kopf balancierte. Der Text des Briefes war in zu kleinen Lettern abgedruckt, als dass jemand, der das Portugiesische nicht fließend las, ihn zweifelsfrei hätte entziffern können.

Pessoa war es leid, weiter Geschäftsbriefe für Lissabonner Import-Export-Gesellschaften zu übersetzen und dies für ein Salär, das ihm gerade so gestattete, einigermaßen über die

Runden zu kommen und sich täglich, wenn auch aus verständlichen Gründen, zu betrinken. Er wollte sein Leben ändern und – warum auch nicht – seine Wohnung in der Coelha da Rocha 16 aufgeben, um in eine kleine Stadt im Umkreis von Lissabon zu ziehen.

In der *Fotobiografia* findet sich einige Seiten vor dem Brief ein Foto, auf dem Pessoa in der Bodega des Abel Ferreira da Fonseca ein Glas Rotwein leert. Hinter ihm die Fässer mit Clairette, *Vinho abafado*, Muskateller und *Ginginha*. Dieses Foto hatte Pessoa im September 1929 an Ophelia Queiroz geschickt, seine einzige bekannte Liebe. Als Widmung hatte er darauf geschrieben: »Fernando Pessoa, em flagrante delit-ro«, »in flagrante delitirium« also. Dieses Bild ließ die seit neun Jahren ruhende Beziehung der beiden noch einmal aufleben. Sechs Monate später allerdings sollte sie endgültig zum Stillstand kommen. Zumindest in ihrer greifbaren Form. Ophelia jedenfalls heiratete nie. Sie berichtete, dass Pessoa kurz vor seinem Tod ihren Neffen Carlos getroffen und ihn gefragt hatte: »Wie geht es Ophelia?« Dann habe er voller Tränen des Neffen Hand gedrückt und ausgerufen: »Der guten Seele! Der guten Seele!«

In meiner Bibliothek finden sich zwei andere Ausgaben des Fotobands von Maria José de Lancastre. Die italienische Version wurde gekürzt – 164 Seiten statt vormals 322! –, und von erwähntem Brief wurden nur die erste und die letzte Seite abgedruckt, wodurch er gegenüber dem Original noch stärker an Lesbarkeit einbüßte. Dafür enthält es ein Foto besagten Museums, des im neogotischen Stil gehaltenen Landsitzes des Grafen Castro Guimarães. Die französische Ausgabe

übernimmt alle Dokumente der Originalausgabe und gibt dem Bewerbungsschreiber sogar noch die französische Übersetzung bei.

Dieses Dokument, das es verdient hätte, in seiner Gänze abgedruckt zu werden, ist ein herzerreißendes Beispiel für die nicht selten zu beobachtenden Verwerfungen zwischen den beiden Welten, in denen ein Künstler lebt: der Welt, in der er geistig präsent ist und Gefahr läuft, sich gelegentlich darin zu verlieren – und jener anderen, in der er sich an den Dingen des Alltags reibt. Zitieren wir hieraus den letzten Abschnitt:

Die in Absatz 1 und den Anlagen angeführten Dokumente können als ausreichender Beleg für die Beherrschung der englischen Sprache auf Seiten des Bewerbers gelten. Was seine Kenntnis der französischen Sprache angeht, so ist der Bewerber der Auffassung, dass es – da er keine (wie für das Englische) wirklich aussagekräftigen Dokumente vorlegen kann – das Beste sein wird, so er eine Seite aus der Zeitschrift Contemporanea (Nr. 7) beilegt, in der auf Seite 20 und 21 drei von ihm auf Französisch verfasste Chansons (Trois Chanson Mortes) erschienen sind ... Unter dem Punkt »Anforderungen« heißt es, dass der Bibliothekar eine Person »von anerkannter Kompetenz und Tauglichkeit« sein müsse. Was an Kompetenz und Tauglichkeit aus den zur Empfehlung führenden Anforderungen in der Ausschreibung hervorgeht, ist dokumentarisch belegt durch die Dokumente, die den jeweiligen Abschnitten der Bewerbung beigegeben sind. Kompetenz und Tauglichkeit aber sind durch Zeugnisse nicht zu belegen, denn zu ihnen gehören

*auch Aspekte wie das Aussehen und die Bildung einer Person,
welche ihrer Natur nach nicht belegbar sind.*

Cascais, 16. September 1932

Fernando Nogueira Pessoa

Der beschlussfassende Ausschuss unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Cascais, von so viel ungewohnter Rhetorik offensichtlich irritiert, hielt es für angeraten, sich für einen anderen Kandidaten zu entscheiden, den die Biographen Pessoa's gewöhnlich nur als »unbekannten Maler« aufführen.

I
TAUSENDE UND ABERTAUSENDE
VON BÜCHERN

*Die einen lieben Pferde, die anderen wilde Tiere;
ich für meinen Teil war von Kindesbeinen an
nur von einem einzigen Wunsch besessen:
Bücher zu kaufen und zu besitzen.*

JULIAN APOSTATA

Vor etwa fünfzehn Jahren veröffentlichte der Pariser Verlag, für den ich arbeite, einen Roman des großen italienischen Schriftstellers und Literaturkritikers Giuseppe Pontiggia. Offenbar war an jenem Abend niemand anders greifbar, der – wie ich – ein wenig Italienisch radebrechen konnte, und so schickte man mich als »Unterhalter« los. Wir saßen beim Abendessen in einem russischen Restaurant am Carrefour Vavin und verstanden uns blendend, nicht zuletzt deswegen, weil er und seine Frau ein deutlich weniger artifizielles Französisch sprachen, als mein Italienisch es war. Schon nach wenigen Minuten wurde uns ein Faktum bewusst, welches den Verlauf unserer weiteren Unterhaltung an diesem Abend entscheidend bestimmte: Beide besaßen wir eine Bibliothek von monströsen Ausmaßen, die mehrere Zehntausend Bände zählte. Keine der üblichen bibliophilen Bücher-

sammlungen, die so kostbar sind, dass der Besitzer ihre Werke niemals aufzuschlagen wagt, aus Angst, sie könnten ihm unter den Händen zu Staub zerfallen.

Unsere Bibliotheken waren »Arbeitsbüchereien«, in denen man nicht zögerte, in ein Buch etwas hineinzuschreiben, es im Bad zu lesen, oder überhaupt alles aufzuheben, was man je gelesen hatte – auch Taschenbücher oder verschiedene Ausgaben ein und desselben Buches – oder noch zu lesen gedachte. Keine Spezialbibliothek, vielmehr eine mit so vielen Interessensschwerpunkten, dass sie quasi enzyklopädischen Charakter hat.

Den ganzen Abend sprachen wir über Glück und Unglück dieser schicksalhaften Leidenschaft: Bücher sind kostspielig in der Anschaffung, bringen jedoch kaum etwas ein beim Wiederverkauf, schlagen mit astronomischen Preisen zu Buche, wenn man sie wirklich braucht, obwohl sie gerade vergriffen sind. Sie sind schwer, wenn man sie tragen muss, ziehen Staub magisch an und sind allergisch gegen Feuchtigkeit und Mäuse. Ab einer gewissen Zahl wird ein Umzug schlechterdings unmöglich. Um Bücher wirklich nutzen zu können, muss man sich ein ausgefeiltes Ordnungssystem ausdenken, und vor allem brauchen sie einfach Unmengen Platz. Ich zum Beispiel erinnere mich, dass ich ein Badezimmer hatte, dessen Wände von Regalen bedeckt waren, was jede Nutzung der Dusche ausschloss. Ein Bad zu nehmen war nur bei offenem Fenster möglich, damit sich kein Wasserdampf auf den Büchern niederschlug. Natürlich stand auch die Küche voller Regale, was den Gebrauch bestimmter Gewürze von besonders penetrantem Aroma von vornherein ausschloss. Wie bei

vielen meiner Freunde ließ mich mein Bücherhunger lange Zeit mehr Vorräte zusammentragen, als meine Unterkunft fassen konnte!

Nur die Wand hinter meinem Bett blieb von den imperialistischen Ausdehnungsbestrebungen meiner Bibliothek verschont, und das liegt an einer nie ganz verwundenen traumatischen Leseerfahrung: Irgendwann vor langer Zeit hatte ich nämlich entdeckt, wie der Komponist Charles Valentin Alkan, den man auch den »Berlioz des Klaviers« nannte, ums Leben gekommen war: Man fand ihn am 30. März 1888 tot auf, erschlagen von seinen Bücherregalen! Jede Zunft hat ihren Heiligen, und Alkan, der Ältere, der ob seiner Virtuosität am Klavier von Liszt bewundert wurde und bei Chopins Tod dessen Schüler erbte, ist ganz sicher der Schutzpatron der Buchliebhaber. Wie in der griechischen Tragödie werden auch hier verschiedene Versionen seines tragischen Endes überliefert. Eine andere Fassung sieht ihn als Opfer eines herabstürzenden Kleiderständers, doch im Zweifelsfall ... Ich jedenfalls habe meiner musikalischen Sammlung zu Ehren dieses hehren Opfers und Schutzheiligen unserer leisen, harmlosen Manie eine RCA-Langspielplatte mit seiner großen Sonate *Les Quatre Âges* eingegliedert, die im Januar 1979 von Pierre Reach eingespielt wurde.

Pontiggia und ich machten an jenem Abend also Bekanntschaft mit einem weiteren Mitglied unserer geheimen – und angesichts der begrenzten Versammlungsmöglichkeiten auch kleinen – Bruderschaft und konnten endlich einmal über all die Probleme sprechen, die dem gewöhnlichen Sterblichen völlig unbekannt sind! Wie zum Beispiel kommt es, dass ein

vergriffenes Buch, das man mehr oder weniger in dem Augenblick bestellt, in dem man es im Katalog eines Antiquars entdeckt, trotzdem immer schon ausverkauft ist? Oder: Wie ordnet man seine Bibliothek am besten? Alphabetisch? Nach Sachgruppen? Nach Sprachen? Chronologisch? Oder nach einem unsichtbaren Netz innerer Korrespondenzen, System Aby Warburg, das niemand außer dem Betroffenen selbst nachvollziehen kann? Gilbert Lély, Schriftsteller und De-Sade-Spezialist, scheint immer nur exakt einhundert Bücher besessen zu haben, keines mehr, keines weniger. Wenn er ein Buch kaufte, sortierte er ein anderes aus. Georges Perec erzählt vom Fall eines Freundes, der auf ebenso oulipotische wie unverständliche Weise auf die ideale Zahl von 361 Büchern kam, die Frage aber, wie mehrbändige Gesamtausgaben oder sogenannte »Bibliotheken« wie die der Pléiade beispielsweise zu werten seien, nie beantworten konnte.

Berauscht stellten Pontiggia und ich Vergleiche an zwischen den Reaktionen unbekannter Besucher auf den überraschenden Anblick, der sich ihnen darbot, wenn sie unsere Wohnungen betraten. Denn auf die diversen »Ohs« und »Ahs« folgten unweigerlich die nämlichen Kommentare: »Wie viele Bücher haben Sie denn?« Oder: »Haben Sie das wirklich alles gelesen?« Und: »Wie finden Sie die alle nur?« Uns hingegen verwunderte es, beim Betreten einer fremden Wohnung mit der totalen Abwesenheit von Büchern konfrontiert zu werden oder auf die von Schwindsucht befallene Bibliotheks-Magerausgabe eines angeblich Bibliophilen zu stoßen. Oder auf perfekt in Reih und Glied stehende Bücher, die vielleicht auch noch hinter Glas standen und so mehr als

deutlich erkennen ließen, dass ihre Präsenz nichts weiter war als Staffage.

Gegen Ende des Abends hatten wir – mit einer Flasche Wodka als Geburtshelferin – eine Idee ausgedacht: die Gründung einer Gesellschaft für Besitzer von Bibliotheken, deren Bestand mehr als zwanzigtausend Titel umfasste (wie die von Professor Ermanno Finzi-Contini in Giorgio Bassanis Roman), einer Gesellschaft, welche die Interessen dieser verkannten Minderheit vertreten sollte. Zwar wurde diese Gesellschaft nie ins Leben gerufen, doch von jenem Abend an verband mich mit Giuseppe (auch: Peppo) Pontiggia eine freundschaftliche Komplizenschaft, die erst mit dem allzu frühen Tod des Schriftstellers im Juni 2003 endete.

Wie aber wird man überhaupt Besitzer einer solchen Büchersammlung? Nun, darauf gibt es natürlich eine Reihe von Antworten, die individuell sehr verschieden sein mögen. Vielleicht ist es ja die Familientradition. (»Darf ich hier noch einmal anführen, dass die Bibliothek meines Vaters mein Lebensinhalt war? Tatsächlich habe ich sie nie verlassen«, schreibt Borges). Oder vertiefte Studien. Ein Gelehrtenleben, gewisse misanthrope Neigungen oder eine Mischung aus alledem. Bei mir trifft nichts davon zu. Vielmehr möchte ich die Definition von Borges (»Das Paradies ist eine Bibliothek«) oder Bachelard (»... ob das Paradies nicht eine riesige Bibliothek ist?«) für mich aus agnostischer Vorsicht heraus umkehren: Eine Bibliothek ist das, was dem irdischen Paradies am nächsten kommt. Davor stand die Entdeckung des Lesens, was in der erstickenden Atmosphäre der Provinz in den sechziger Jahren wie ein unerwarteter Lichtstrahl war. Wer wird wohl

eines Tages von der unglaublichen Ödnis jener Tage erzählen, als die Familienväter das Land wirtschaftlich wiederaufbauten – und dabei nicht vergaßen, es sich untertan zu machen –, Frauen und Kinder aber lebten wie im 19. Jahrhundert? Dieses Goldene Zeitalter war nicht für alle golden! Frauen durften endlich wählen, existierten aber vor dem Gesetz nur, soweit sie verheiratet waren. So durften sie beispielsweise keinen Scheck unterzeichnen. Im kleinbürgerlichen Umfeld kümmerten sie sich um Haushalt und Kinder und bekamen vom Familienoberhaupt nach dessen Gutdünken Geld, damit sie ihre Obliegenheiten erfüllen konnten. Was die Kinder angeht, so waren diese sozusagen von früh bis spät damit beschäftigt, mit dem Prinzip der Autorität konfrontiert zu sein. (Um nur ein Beispiel zu geben: Es war im Jahr 1967 noch verboten, ein Exemplar der Tageszeitungen *Le Figaro*, *Combat* oder *Le Monde* in ein französisches Gymnasium mitzubringen.) Diskussionen in der Familie waren damals noch eher die Ausnahme, und die von den Eltern getroffenen Entscheidungen hängten sich das Mäntelchen der Vernunft nicht einmal zu Alibizwecken um.

Die ungeheure Langeweile der Kindheitstage ließ sich nur durch Sport oder Lektüre bekämpfen. Letztere hatte etwas von dem Strom, der von Eden ausging, um sich dann in die vier Paradiesflüsse zu teilen, die sich in die vier Himmelsrichtungen aufmachten. Sie musste mich nur aufnehmen in ihren Fluss, und schon war ich in fernen Ländern mit den merkwürdigsten Sitten und Gepflogenheiten. Ganz genau so erging es mir mit vergangenen Jahrhunderten: Es genügte, ein Buch aufzuschlagen, und schon flanierte ich durch das Paris

des 17. Jahrhunderts und lief Gefahr, den Inhalt eines in die engen Gassen geleerten Nachttopfs auf den Kopf zu bekommen. Oder ich verteidigte die Mauern von Byzanz gegen die Ottomanen, durchstriefte Pompeji, während stündlich der Asche- und Lavaregen des Vulkanausbruches auf die Stadt niedergehen konnte. Nach einer gewissen Zeit merkte ich, dass Bücher nicht nur ein Mittel zum gesunden Ausbruch aus dem Alltag waren, sondern auch Instrumente bereithielten, um die rätselhafte Wirklichkeit zu dechiffrieren.

Das aufsteigende Kleinbürgertum wollte seine neue Stellung verfestigen und erklärte sich daher bereit, seine Kinder auf höhere Schulen zu schicken. Es war die Zeit, in der der Übergang vom Laden zur Anwaltskammer, zum Arztberuf oder in die Finanzwelt vollzogen wurde. Genau hier finden wir die wahren Ursachen für den Mai 1968: Die Kinder waren intelligenter oder zumindest gebildeter geworden als ihre Eltern (was nicht so schwierig war) und begannen nun, bislang ungehörte Fragen zu stellen, die keineswegs absurd waren, aber erst beantwortet wurden, als die ersten Pflastersteine flogen. Flucht und Erkenntnis, beides wuchs mir aus Büchern zu. Ich bin dafür heute noch dankbar. Ich weiß, ich stehe in ihrer Schuld, einer moralischen Schuld, die ich immer noch nicht abgetragen habe. Außerdem schenkten sie mir die Möglichkeit, dem familiären Trott zu entrinnen. Und so entwickelte ich den Ehrgeiz – der schließlich genauso gut war wie jeder andere –, mein Leben darauf zu verwenden, alle Bücher zu lesen.

Aber ist damit auch gesagt, dass man Tausende und Aber-tausende Bücher in der eigenen Bibliothek braucht? Könnte

das Paradies nicht auch einfach nur aus einigen wenigen Regalen bestehen? Es gibt Menschen, denen genügt ein einziges Buch!

Anderen wieder reichen die bereits existierenden Büchereien. Aber, wie Robert Musil erklärt, erfüllen diese keineswegs die Bedürfnisse aller: »Ich kann keine öffentlichen Bibliotheken benutzen, weil dort das Rauchen verboten ist. Lese ich aber bei mir zu Hause, dann rauche ich nicht.«

Und dann sind da natürlich noch die Wechselfälle des Lebens, die es mit sich gebracht haben, dass ich beruflich Umgang mit Büchern habe. Und einen gewissen Hang zur Kompletierung (alle Bücher eines Autors, alles zu einem Thema, einer Reihe, einer Epoche, einem Land und so weiter). Sowie das extreme Widerstreben, mich von einem gelesenen Buch zu trennen. (Wer konnte schon wissen, ob ich nicht einmal in ferner Zukunft dieses Buch brauchen würde, auch wenn ich es jetzt nur mäßig fand?)

In jedem Fall erfordert die Entscheidung, was nun behalten und was aussortiert werden soll, eine Energie, mit der ich stets sparsam umgehe (von einigen Ausnahmen abgesehen). Und dann war da noch das Bedürfnis, wirklich alle Bücher stets greifbar zu haben, später alle Bilder, alle Musikstücke, alle Filme, sozusagen als Elemente einer inneren Freiheit. Das war natürlich lange bevor das Internet uns all das ganz selbstverständlich anbot. Nun ist zwar alles jederzeit abrufbar, doch irgendwie hat es auch seinen Geist eingeübt. Es ist heute unendlich viel einfacher als damals, ein vergriffenes Buch bei AbeBooks zu finden, das auf seiner Plattform etwa 13 500 Antiquariate aus aller Welt vereint, doch wird man dort

immer nur finden, was man sucht, und nicht, wie in einem echten Antiquariat, auf ein Buch stoßen, von dessen Existenz wir noch gar nichts wussten.

Wie der Autor der *Geschichten aus Kolyma*, Warlam Schalamow («Ich erinnere mich nicht, wann ich lesen gelernt habe, ich bin so wagemutig zu glauben, dass ich es immer schon konnte.«), erinnere ich mich nicht an den Moment, in dem ich lesen gelernt habe. Und das, obwohl es Menschen gibt, die sich an die Zeit »davor« erinnern.

So erzählt ein Freund aus Brasilien (soweit es sich dabei nicht um die nachträgliche Aneignung von Erinnerungen aus dem familiären Umfeld handelt), dass er immer so tat, als könne er lesen, indem er mit lauter Stimme Texte vorlas, die er nicht begriff. Ich jedenfalls las von dem Moment an, der sich meiner Erinnerung entzieht, wie besessen alles, was mir in die Hände fiel, und ich verwandte all meine freie Zeit aufs Lesen und nicht etwa darauf, Ball zu spielen.

Aus dieser Masse früher Lektüren sind mir nur noch einige in vager Erinnerung geblieben: die Abenteuer von Bob Morane (denen ich als Heranwachsender die etwas »gepfefferteren« von OSS 117 folgen ließ); die Kitschromane von Delly (junge, sehr schöne und sehr arme Mädchen verlieben sich in junge Männer, die sich unweigerlich als aus der Wiege entführte Prinzen herausstellen, oder das umgekehrte Modell, nach dem junge, sehr schöne und sehr arme Männer sich in junge Mädchen verlieben, die ihrerseits ...); Kapitän Corcoran und Louison, seine zahme Tigerin, Arsène Lupin in all seiner schurkischen Eleganz (ich habe immer noch den Umschlag von *L'Île aux trente cercueils* vor Augen, das ich als

Heftchen auf dem Speicher fand) sowie Louis Garneray, Marinemaler und Chronist der Matrosen der *Surcouf*. Aus Gründen, die mir noch heute rätselhaft sind, lehnte ich jede Schullektüre ab, was bedeutete, dass ich etwa zehn Jahre warten musste, bis ich Montaigne, Racine, Diderot oder Balzac entdecken konnte.

Natürlich gibt es auch zu dieser Regel Ausnahmen, nämlich zum einen *Robinson Crusoe*, dessen organisierte Einsamkeit mich damals schon faszinierte, zum anderen die einzigen Bücher, die sich in der winzigen Bibliothek meines Großvaters fanden und die er sein Leben lang wieder und wieder las: Alexandre Dumas und Charles Dickens. Außerdem schulte ich mein literarisches Verständnis auch an den drei Zeitschriften, die meine Großeltern abonniert hatten: *Le Chasseur français* (*Der französische Jäger*; Geschichten von Gewehren und Hunden interessierten mich zwar nicht besonders, aber es gab dort auch eine Rubrik »Komische Geschichten und Bonmots«, die ich leidenschaftlich gerne las); *Historia*, die mir Stoff zum Träumen über das Rätsel der eisernen Maske oder das traurige Schicksal von Louis XVII lieferte, mich zu Tränen angesichts der tragischen Begebenheiten um Marie Antoinette oder den Herzog von Enghien rührte und mich voller Erstaunen den Wechselfällen im Leben des Ministers Nicolas Fouquet folgen ließ, der nach einem prächtigen Fest auf seinem Schloss in Vaux-le-Vicomte in der Festung Pignerolo eingekerkert wurde; und der *Reader's Digest*, in dem ich den großen Ereignissen des 20. Jahrhunderts begegnete, den Schrecken des Ersten Weltkrieges und später der Konzentrationslager, woraufhin ich den Schluss zog, dass es sicher nie

wieder Antisemitismus oder Völkermord geben würde – und mich gründlich täuschte.

Ich verschlang also ohne Unterschied alles, was gedruckt war, auch wenn ich nichts davon behielt außer der Gewöhnung ans Lesen, die nur noch kanalisiert werden musste. Erst mit Vians *Der Schaum der Tage* entdeckte ich als etwa Fünfzehnjähriger – wie so viele Jugendliche meiner Generation –, dass Romane mehr sind als nur eine Geschichte, die uns zum Träumen bewegt, und dass das Wort »Literatur« einen anderen Sinn haben konnte. Außerdem hatte Boris Vian den entscheidenden Vorteil, dass er sozusagen durch Mundpropaganda verbreitet und von keinem Schulkanon vorgeschrieben wurde.